

4. Die Eingebornenfrage der Südafrikanischen Union.

Von Dr. Felix Hänisch.

(Diesen Artikel entnehmen wir der „Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft“, Heft 11, November 1910. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft.)

Als Cecil Rhodes das Wort prägte: „Gleiches Recht für jeden zivilisierten Mann südlich des Sambesi“, da setzte er sich wohl allzuleicht über die Schwierigkeiten hinweg, die die Frage des Eingebornenrechts in sich birgt. Die Eingeborenen von Südafrika pochen heute auf diesen Ausspruch, der ihr Selbstbewußtsein stärkte und ihre Hoffnungen nährte, und man kann wohl sagen, daß heute die Eingebornenfrage das wichtigste Problem von Britisch-Südafrika geworden ist, das mit allen andern Fragen des seltsamen Landes in mehr oder weniger engem Zusammenhange steht.

In der Südafrikanischen Union, einem Lande von mehr als der doppelten Größe Deutschlands, wohnen zur Zeit neben 1 Million Europäern etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Eingeborene und $\frac{1}{2}$ Million andere Farbige. Das Verhältnis der Weißen zu den Farbigen ist also wie 1: 4.

Von den Europäern ist nicht ganz die Hälfte englischer Abstammung. Dieses Verhältnis aber ändert sich fortgesetzt zu Ungunsten der Engländer. Es ist erwiesen, daß infolge einer starken Abwanderung englischer Elemente, überwiegender Einwanderung fremder Volksangehöriger und einer stärkeren natürlichen Vermehrung der Buren die Engländer immer mehr in die Minderheit gedrängt werden.

Vorläufig ist diese Tatsache noch durchaus nicht besorgnis-erregend für die Briten. Lord Milner sagte einmal: „Wenn Ägypten das Land der Wunder ist, so ist Südafrika das der Ueberraschungen“, und die größte afrikanische Ueberraschung ist die der Auslöschung der beiden herrschenden Rassen nach einem fast bis zur Vernichtung geführten Kriege. Wer hätte diese rasche Auslöschung bei uns für möglich gehalten? Wer hätte es wagen wollen, dieses friedliche Zusammenarbeiten am großen Werke der Südafrikanischen Union für so bald zu prophezeihen? Freilich ist eine Gefahr für die Vorherrschaft der englischen Rasse nicht ausgeschlossen. Denn abgesehen von der erwähnten Tatsache der Bevölkerungszunahme, sind die Buren politisch trefflich organisiert: Sie haben in der Kapkolonie den Afrikanderbond, in der Oranjeskolonie die Unie und in Transvaal „Het Volk“. Sie sind gute Politiker, die es ernst nehmen mit der Ausübung ihres Wahlrechts zu den Provinzial- und Landparlamenten. Es ist auch zweifellos ein burisches Rassenbewußtsein vorhanden, wenn nicht gar eine Rassen-

abneigung gegen die Briten, ähnlich wie im Mutterlande der Gegensatz der Rasse zwischen Engländern und Iren ja auch nie geschwunden ist. Aber gegenwärtig ist die Gefahr einer britischen Vorherrschaft nicht brennend, und vor allem gibt es einen Mitt, der besser hält als alle geschriebenen Verträge, das ist das Bewußtsein, daß die weiße Bevölkerung einig sein muß in der Behandlung und Lösung der Eingebornenfrage, ein Bewußtsein aus dem das Bestreben hervorgegangen ist, die Eingeborenenfrage den parlamentarischen und Parteikämpfen ganz zu entziehen.

Die Eingeborenen existieren! Und in ungeheurem, zahlenmäßigem Uebergewicht! Von dieser Grundtatsache muß ausgegangen werden. Vor Jahrhunderten schon kamen sie von Norden her, haben von daher semitisches Blut in den Adern, besiegten Buschmänner und Hottentotten, und nur europäische Waffen und Siedlungen hemmten ihr Vordringen. Sie sind nie Sklaven gewesen: Zulus und Kaffern sind frei von den Lasten irdischer und unterworfenen Völker. Sie waren von jeher freie Männer und sind es noch. Man ist sich einig darüber, daß der Eingeborne von Südafrika höher steht als der Neger von Nordamerika und als der von der afrikanischen Westküste. Nichts ärgert den intelligenten Neger von Südafrika mehr, als wenn man ihn verwechselt mit den Leuten der Westküste, weil er schwarz ist wie diese!

Im einzelnen freilich ist die Zusammensetzung und soziale Schichtung dieser Bevölkerung heute sehr vielgestaltig. Ein großer Teil der Eingeborenen lebt noch im Urzustande unter eigenen Stammesgesetzen und wird regiert von eigenen Stammeshäuptern. Diese Leute zeigen die natürliche Würde und den Stolz ihrer freien Rasse, wollen mit den Geschäften der Weißen nichts zu tun haben und verachten den Europäer, der seine eigene Würde und die seiner Rasse vergißt. Stellenweise bilden sie eigene Eingeborenen-Territorien, denen die Kapregierung die Wahl eigener Distrikträte zugestanden hat, in denen sie alle heimischen Angelegenheiten bis zur Erhebung von Steuern für lokale Zwecke, z. B. für den Bau von Straßen und Brücken, ordnen dürfen.

Ihnen gegenüber steht der Eingeborene, der unter europäischen Einflüssen aufgewachsen ist oder gar eine regelrechte europäische Bildung genossen hat. Diese Leute leben allenthalben mit den Weißen zusammen, folgen ihm in den verschiedensten Lebensstellungen überallhin, wo er sich niederläßt, gehören aber sehr verschiedenen sozialen Stufen an. Man muß unterscheiden zwischen einer höheren und niederen Schicht. Die Angehörigen der ersteren sind zum Teil angesehenen Leute in ihren Berufen als Ärzte, Geistliche, Lehrer, Redakteure, Handwerker, Beamte in Post- und Telegraphenwesen. Ja, sie haben bereits Stellen als Beamte im öffentlichen Dienste inne. Sie erkennen die Wohltaten der europäischen Herrschaft an und freuen sich der Sicherheit, die sie dem Lande gebracht hat.

Aber es gibt auch eine Menge halbgebildeter Eingeborenen, deren Geist durch ein Wissen, das ihrer Natur im Grunde fremd ist, aus dem Gleichgewicht gebracht worden ist. Sie befinden sich zahlreich in Stellungen von Köchen, Dienern und Hausburken usw., aber sie sind ein unruhiges Element, denn unter ihnen befinden sich die lautesten Schreier nach Vermehrung und Erweiterung der Rechte der Schwarzen.

Rechnet man noch hinzu die übrigen Farbigen, von denen besonders viele in Natal wohnen, die eingeführten Kulis, die zahlreichen Mischlinge, so kann man sich ungefähr einen Begriff machen von der Kompliziertheit des Problems dem sich die südafrikanischen Politiker und Staatsmänner gegenübergestellt sehen, und das nicht einfacher wird durch die Verquickung des Massenproblems mit dem religiösen in Aethiopiens, von dem allerdings hier nicht weiter die Rede sein soll.

Im letzten Grunde ist aber die Frage nicht eine solche der Farbe, sondern der sozialen Stellung. Man unterscheidet in Südafrika streng zwischen „Kaffirs' Work“ und der Arbeit der Weißen. Alle niederen Dienstleistungen und alles, was wir etwa als ungelernete Arbeit bezeichnen würden, ist in Südafrika „Kaffirs' Work“ und wird nur von Schwarzen oder Farbigen geleistet. Man hat sich völlig daran gewöhnt, jede geringe Handleistung nicht selbst zu tun, sondern von Schwarzen tun zu lassen: Ein südafrikanischer Schriftsteller erzählt uns davon belustigende Beispiele: Die Mutter befiehlt Tommy: „Tommy, lauf in den Garten und bring mir die Hacke!“ Darauf Tommy, ein kleiner Knirps von vier Jahren, zu einem hünenhaften Zulu von sechs Fuß Höhe: „Hebe die Hacke auf und gib sie der Herrin!“ Ein andermal fragt ein zwölfjähriger Knabe seine Mutter: „Wer fegt in England die Fußböden und reinigt die Schuhe? — „Nur, weiße Männer und Frauen.“ — „Um Gottes willen“, lautet die Antwort, „gibt es denn dort keine Kaffern?“ —

Und so ist es überall. Die Weißen tun nur die gelernte Arbeit. Sie bilden gewissermaßen eine Oberschicht auf der Grundlage der breiten Massen schwarzer Arbeiter. Es gibt eine Anzahl weißer Handwerker in den Minen, im Baugewerbe, es gibt weiße Aufseher bei der Bahn, die Weißen sind Ladeninhaber, Kaufleute usw., aber sie bilden eine Art Aristokratie der Arbeit auch dort, wo sie auf Feldern, an Bauten und Straßen, in Minen und Fabriken beschäftigt sind. Es gibt keine weiße Arbeiterklasse in Südafrika, keine breite Masse von unabhängigen, auf sich selbst gestellten weißen Männern und Frauen, die alles für sich selbst tun müssen.

Eine langjährige Beobachtung hat ferner erwiesen, daß die eingeborenen Arbeiter unaufhaltsam vorwärts schreiten, d. h. in immer höher stehende Arbeitsschichten gelangen. Viele der ungelerten schwarzen Arbeiter werden gelernte. Alle

Taxameterkutscher in Kapstadt, sehr viele private Kraftwagenführer in Kapstadt und Kimberley sind Schwarze, aber viele von ihnen sind zugleich erfahrene Monteure. Diese Entwicklung geht unaufhaltsam vorwärts, und die weißen gelernten Arbeiter werden mehr und mehr von den Schwarzen auf den Arbeitsmärkten verdrängt; gibt es doch schon Beispiele, wo Weiße bei Schwarzen in Arbeit stehen! Es mag paradox klingen, was ein kundiger Südafrikaner aussprach, aber es ist tatsächlich so: gerade die unererschöpfliche Quelle von Arbeitskräften in Südafrika ist der Grund für die Schwierigkeiten, unter denen der Arbeitsmarkt leidet. Man hat in Kapstadt technische Unterrichtskurse eingeführt für Weiße, um deren Geschick und Brauchbarkeit zu steigern und dadurch den Verdrängungsprozeß aufzuhalten, aber vergeblich: der Bedarf an gelernten Arbeitern ist zu groß, als daß er aus den Reihen der Weißen gedeckt werden könnte, der billige Nachwuchs aus der schwarzen Arbeiterschaft aber ist unererschöpflich.

Was ist die Folge dieser Tatsachen? Wenn der Weiße arbeitslos wird, so ist es ihm nach den herrschenden sozialen Anschauungen unmöglich, sich durch eine Arbeit sein Brot zu verdienen, die als zur Sphäre des Schwarzen gehörig betrachtet wird. . . . „Kaffirs' Work“ will er nicht tun, — sein Rassegefühl sträubt sich dagegen, — bessere Arbeit bekommt er nicht, so gerät er ins Elend. Viele verlassen das Land, aber sehr viele, die im Lande ausharren, sinken tiefer und tiefer und bilden — ein Opfer ihres Mangels an Sparsamkeit, von Trägheit und Unglück — das Element der „poor whites“, der „armen Weißen“. Sie werden Gegenstand des Mitleids und der Verachtung sogar bei den Schwarzen, deren Hilfe sie wohl anrufen müssen, um sich vor dem Verhungern zu bewahren. Die Frage, was mit diesen Leuten geschehen soll und wie ihnen zu helfen wäre, ist die drückendste in Südafrika, denn sie beeinträchtigen das Ansehen der weißen Rasse. Es wird von religiösen und wohlthätigen Körperschaften viel getan, mit Unterstützung der Regierung diesen armen Leuten zu helfen, aber der Erfolg ist gering. Man will eben nicht „Kaffirs' Work“ tun, man tut es nur gezwungen oder nur dann, wenn man in Gefahr ist, zu verhungern.

Diese eigentümliche Lage des Arbeitsmarktes und der sozialen Anschauungen, zusammen mit der raschen Aufwärtsbewegung des schwarzen Arbeiterstandes, das ist die Basis, von der aus die Frage der Gewährung erweiterter Eingebornenrechte betrachtet werden muß und von der ihre Hauptschwierigkeiten sich erheben. Daher auch das Zögern der südafrikanischen Regierungen, auf der in der Kapkolonie beschrittenen Bahn der Gewährung solcher Rechte fortzuschreiten. Man ist sich zwar wohl bewußt: Südafrika kann nie ein Land der Weißen werden wie etwa Kanada oder Australien. Die Ueberzahl der Schwarzen in Verbindung mit ihrer ungeheuer raschen Vermehrung macht das unmöglich. Und das wird sich um so weniger ändern, als die „pax Britannica“ der ruhigen Weiter-

entwicklung dieser Verhältnisse günstig ist. Aber man möchte diese Entwicklung nicht gerade beschleunigen durch eine den Schwarzen allzu bereitwillig entgegenkommende Politik.

Werfen wir einen kurzen Blick auf das, was in dieser Hinsicht bereits geschehen ist! Man hat in der Tat in früherer Zeit den Eingeborenen stellenweise schon recht beträchtliche Rechte verliehen: In der Kapkolonie hat jeder männliche Eingeborene vom 21. Jahre an Stimmrecht, wenn er Namen, Adresse und Beruf schreiben kann, seit 12 Monaten im Besitze eines Hauses oder von Land sich befindet im Werte von mindestens 1500 Mark, oder wenn er für die gleiche Zeit ein festes Gehalt oder festen Lohn von mindestens 1000 Mark pro Jahr bezog. Solche Wähler gibt es 23 000, und in einzelnen Wahlkreisen beginnen diese Schwarzen das Wahlergebnis zu beeinflussen, ja zu bestimmen. Bei der raschen Verbreitung und Ausbildung Eingeborener und bei dem Vorherrschen hoher Löhne wird dieser Einfluß rasch wachsen, und in allerdings sehr ferner Zeit winkt — ein für die Europäer in Südafrika unerträglicher Gedanke — die Möglichkeit eines schwarzen Ministeriums.

Anderseits ist zu bedenken, daß 23 000 schwarze Wähler im Vergleich zur Gesamtbevölkerung eine lächerlich geringe Zahl ist und daß in anderen Staaten der Union die Mitwirkung der Schwarzen bei den Parlamentswahlen ausgeschlossen ist: Transvaal und Orange kennen kein Stimmrecht der Neger, auch im neuen Unionsverbande nicht, und in Natal ist das Stimmrecht an so rigorose Bestimmungen geknüpft, so sehr von persönlichen Faktoren abhängig, daß zur Zeit nur sechs Wähler in den Wählerlisten stehen.

Man kann daraus schon erkennen, daß die Mehrheit der südafrikanischen Weißen Gegner der Gewährung des Stimmrechts an die Eingeborenen sind. Daß die Mehrheit der Weißen in der Kapkolonie dafür ist, muß erst erwiesen werden, denn das Wahlrecht der Eingeborenen ist der Kapkolonie von England aufgenötigt worden. Sicher würde die allgemeine Einführung des Kapsystems ohne Unterschied der Farbe viele Weiße in der Union entreechten, die die Voraussetzungen des Wahlrechts nicht erfüllen. Die Einführung aber des Transvaalsystems, nach dem nur Weiße wahlberechtigt sind, würde den Schwarzen in der Kapkolonie ein lange bestehendes Recht wieder rauben. Führt man das Kapsystem aber nur für Eingeborene ein unter Verleihung des allgemeinen Stimmrechts an alle Weißen, so wird die „colour line“, die farbige Trennungslinie, ein für allemal festgelegt und verstärkt. Es mußte deshalb bei den Einigungsverhandlungen der südafrikanischen Regierungen diese Frage ganz ausscheiden, da an ihr die Union sicher gescheitert wäre.

Fragen wir uns aber einmal, ob vom Standpunkte des Eingeborenen eine allgemeine Einführung des Kapländischen Stimmrechts überhaupt wünschenswert wäre? Es gibt in Südafrika

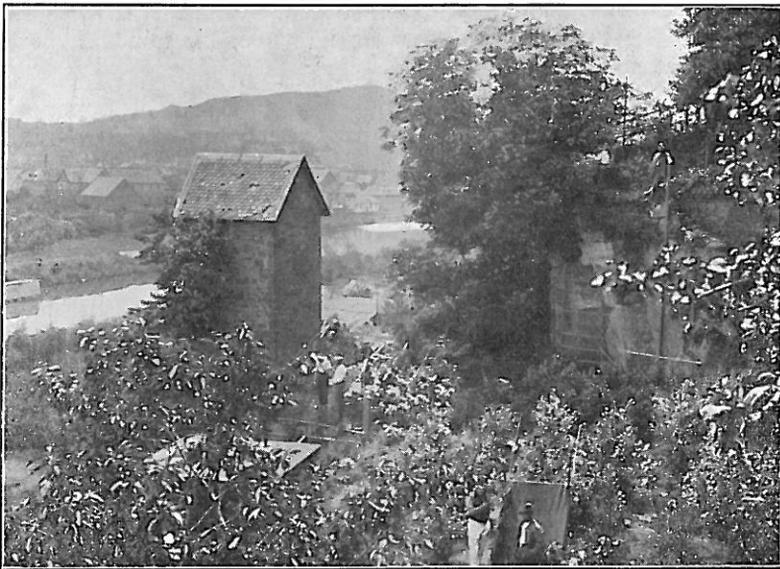
im Gebiete der Union Stämme von 30 000 - 40 000 Köpfen, die in ungebrochener Naturkraft unter ihren eigenen Stammeshäuptern bestehen. Diese Häuptlinge sind die berufenen Vertreter ihres Volkes, denen man bedingungslos gehorcht. Könnten diese Stämme Vertrauen haben zu einer Vertretung, die etwa durch ihr Geschick mit Säge oder Kochtopf sog. „Zivilisierte“ im Sinne des Gesetzes geworden sind? Kann einem solchen Stamme etwas daran liegen, durch etwa zwei Duzend Hausknechte, Kutscher, Köche, Handwerker und unreife Burschen vertreten zu werden, die die alten Ueberlieferungen ihres Volkes verlassen haben, die kein Ansehen besitzen bei ihren Volksgenossen, während den einflußreichen und staatsreuen Häuptlingen das Parlament verschlossen bleibt, weil sie ihren Namen nicht kriegeln können? „Der Gedanke“, sagt ein Südafrikaner, auf dessen Ausführungen sich vorliegende Arbeit mit stützt, „der Gedanke, daß ein Eingeborner ein braver Bürger sei, weil er europäisch ausgebildet ist, ist ebenso falsch wie die bei den Weißen weitverbreitete Meinung, daß er eben darum ein Schuft sei. Nicht die Bildung, sondern der Gebrauch, den er davon macht, d. h. sein Charakter und seine Führung sollen in Betracht gezogen werden.“ Wenn aber diese Erziehung ihn nicht befähigt, seine ungebildeten Brüder anzuhören und zu vertreten, sie zu beeinflussen und heranzubilden, so kann er nicht so wertvoll sein, daß man sein Wegbleiben von der Wahlzelle als einen Verlust des Staates bezeichnen müßte.

Aus alledem ergeben sich gewisse Richtlinien, die sich aus dem Wirrsal der Meinungen zu entwickeln beginnen: Nicht ein allgemeines Wahlrecht der Schwarzen, sondern eine würdige und angemessene Vertretung der Stämme in gewissen Provinzialparlamenten erscheint wünschenswert, mit anderen Worten: man erhofft das Heil des Landes von einer Weiterentwicklung des weißen und schwarzen Elementes auf parallelen Linien, auch auf die Gefahr hin, daß der Schwarze sich nie zum Range des Weißen erheben könne, daß die „gottgewollte Scheidelinie der Farbe“ zunächst einmal verschärft würde. Daneben aber bleibt es die hohe Aufgabe der weißen Zivilisation, durch Handel, Religion, Wissenschaft, durch Verhinderung von Kriegen zwischen den Stämmen, durch Unterdrückung der Sklaverei den Eingeborenen die tiefere Idee der europäischen Zivilisation einzupflanzen, daß, wenn ja einmal die weiße Rasse unterliegen müßte, sei es durch Mischung, Krieg oder auf andere Weise, in der neuen Nation die Grundsätze der europäischen Kulturwelt weiter leben.

Wenn wir Deutschen als afrikanische Kolonialmacht den Blick auf unsere eigenen Kolonien werfen, so werden wir erkennen, daß wir mindestens in Deutsch-Ostafrika in nicht allzu ferner Zeit uns ganz ähnlichen Fragen gegenüber gestellt sehen werden: Hier wie dort eine weiße Minderheit gegenüber den Massen der schwarzen Eingeborenen, hier wie dort eine weiße Oberschicht gegenüber halb-zivilisierten Arbeitern, hier wie dort ungebrochene Eingeborenen-

stämme im Urzustande, in beiden Ländern fremde Volksteile — Inder und Araber —, der Vergleich ließe sich fortsetzen. Wir haben deshalb alle Ursache, die Vorgänge in Südafrika aufmerksam zu beobachten. Denn Erfahrung zu sammeln in solchen Fragen und fremde Erfahrung sich nutzbar zu machen, das ist eine Weisheit, die vor schweren Mißgriffen bewahrt.

Höher als alle Studien und Untersuchungen fremder Verhältnisse steht aber sicher die Erfahrung derjenigen Leute, die das Brennende der Frage fortgesetzt am eigenen Leibe spüren: der Kolonisten, aller derer, die im fernen Lande Tag für Tag mit den Eingeborenen zusammen haufen und leben müssen. Und immer wieder, wenn von England aus die Forderungen der Humanität allzulaut ausposaunt werden, ertönt die Mahnung der südafrikanischen Politiker: „Laßt uns allein mit unserer Frage, wir kennen sie am besten: Wir sind es, die Vermögen, Familie, ja das Leben wagen und die da leiden müssen, wenn fehlgegriffen wird.“ Die Anwendung auf unsere Kolonialpolitik liegt nahe: Wir sollten uns, je eher je besser, mit dem Gedanken vertraut machen, daß in Fragen, wie die vorliegenden, unsere Volksgenossen unter der Tropensonne selbst ihre besten Anwälte sein werden.



Trinberg.